

Nr. 267. Bromberg, den 22. November. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(31. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Während zwischen dem Grafen und dem Camorristen diese seltsame Aussprache stattfand, war in der Wohnung Donna Assuntas der Marchese erschienen, und als er von ihr vernahm, daß Raffaele in Neapel eingetroffen sei und sich sofort auf den Weg gemacht habe, um an Using Rache zu nehmen, war er in einen wilden Freudentaumel geraten.

Um so fassungsloser war er, als Raffaele schon nach kurzer Zeit wieder zurückkehrte und von dem versöhnlichen Ausgang der Unterredung mit Using berichtete. Vito schrie und tobte wie ein Besessener und wollte schließlich, ohne seinen Freund auch nur weiter anzuhören, zur Türe hinausstürmen. Aber Raffaele packte ihn mit kräftigen Armen und drängte ihn gewaltsam in den Hintergrund der Wohnung zurück. Erst nach einem langen Ringen gab der Marchese seinen Widerstand auf und blieb mit herabhängenden Armen und keuchender Brust an die Wand gelehnt stehen.

„Laß mich gutwillig heraus, Raffaele!" stieß er nach Atem ringend hervor, „oder ich wende Gewalt an!"

„Gewalt — gegen mich? — Ich möchte es dir nicht geraten haben."

„Dann gib den Weg frei!"

„Nicht eher, als bis du Vernunft angenommen hast und mir gelobst, den Fremden nicht länger zu belästigen."

„Das schwöre ich dir, daß er nicht mehr lange belästigt werden soll! Ich mache schnell ein Ende mit ihm!" Und von neuem in Raserei ausbrechend, brüllte der Marchese: „Gib die Bahn frei, oder ich vergesse mich!" und griff drohend nach seinem Dolch.

„Bist du wahnsinnig, Vito?"

„Nein, ich nicht! Aber du, der du deine Schwester diesem fremden Schuft ausliefern willst! Pfui über deine Freundschaft, wenn du mir das Liebste nehmen willst, was ich besitze!"

„Was du besitzt?" Raffaele lachte laut auf. „Hast du Narr dann noch nicht begriffen, daß Carmela dich nicht liebt? — Sei froh, daß ich dich nicht zur Rechenschaft ziehe, weil du es versucht hast, mit Hilfe von Donna Assuntas Zauberkunst Carmelas Gesinnung zu wandeln! Du wußtest, daß sie frei und unbeeinflußt wählen sollte, und hast es doch gewagt, in meiner Abwesenheit und hinter meinem Rücken zu diesem Mittel zu greifen! — Was kann ich dafür, daß Carmela dich nicht zum Manne mag? Hätte sie dich gewählt, ich hätte sie dir trotz schwerer Bedenken gegeben. Aber nun, da sie einen anderen liebt, willst du aus Neid und Wut ihr höchstes Glück zerstören? — Meine innigste Hoffnung, daß Carmela endlich herauskommt aus diesem Pfuhl von Übeltaten und Laster, mit roher Hand zertrümmern? Und das ist deine Treue, daß du auch noch den Dolch gegen den erhebst, der dir einst das Leben gerettet? — Pfui über dich! — über diese treulose Hand!" Er spuckte erbittert auf Vitos Rechte, die noch immer den Dolchgriff umfaßt hielt.

Der Marchese hatte ihn starren Blickes angehört. Wie versteinert stand er noch während einiger Sekunden, als Raffaele geendet hatte. Dann warf er sich zu Boden, und mit den Händen und Füßen um sich schlagend, brach er in ein haltloses, erschütterndes Schluchzen aus. — Erst nach geraumer Zeit wurde er ruhiger, blieb noch eine Weile regungslos am Boden liegen, erhob sich endlich verzweifelt und gebrochen und wankte zur Türe.

Wieder vertrat ihm Raffaele den Weg: „Gelobst du mir jetzt, daß du dich nicht an dem Tedesco vergreifen willst?"

Der Marchese bejahte mit einer matten Gebärde.

„Ich habe also dein Wort! Du weißt, daß es dich das Leben kostet, wenn du es brichst!"

Statt jeder Antwort griff der Marchese in seinen Gürtel und warf seine zwei Dolche und seine Pistole von sich, daß sie klirrend zu Boden fielen.

„Es kommt mich bitter an, Vito, dich so unglücklich zu sehen", fuhr Raffaele jetzt in versöhnlicherem Tone fort, „aber du mußt doch einsehen, daß du durch einen Mord an dem Tedesco nicht das geringste für dich gewinnen kannst, sondern nur Carmelas Glück zerstören würdest."

Der Marchese ließ bejahend den Kopf sinken.

„Nun gut, dann verzeihe ich dir und bleibe dein Freund." Raffaele reichte ihm die Hand. „Und denke daran, daß du ein Mann bist, auf den wir bisher stolz waren. Es ist schon anderen als dir geschehen, daß ihre Sehnsucht nach der Liebe eines Mädchens sich nicht erfüllt hat." —

Als der Marchese das Haus verlassen hatte, sagte Raffaele tief aufseufzend zu Donna Assunta:

„Nun, ich habe genug für heute! Wollt Ihr mich beherbergen, oder fürchtet Ihr die Polizei? Ich muß mir sonst ein anderes Unterkommen suchen, denn ich bin todmüde."

„Bleib nur hier, Raffaele, und leg' dich in Carmelas Zimmer schlafen", erwiderte Donna Assunta. „Ich glaube nicht, daß die Polizei heute schon wieder kommt; sie haben hier ja schon dreimal vergeblich nach dir gesucht. — Aber erschrick nicht, wenn du nach Mitternacht Männerstimmen hören solltest. Vorhin, kurz ehe du kamst, war der große Tore bei mir und hat mir mitgeteilt, daß heute nacht zwölf Picciotti zum Auskreiseln zu mir kommen werden."

„Zum Auskreiseln? — heute nacht? — Wißt Ihr, um was es sich dabei handelt?" fragte Raffaele gespannt.

„Nein, ich weiß es nicht. Aber es scheint etwas ganz Wichtiges zu sein, denn jede Abteilung schickt einen Kandidaten. Die Sache betrifft also die gesamte Camorra." Und stolz fügte sie hinzu: „Ihr seht, wieviel man von mir hält, daß man unter den Wahrsagerinnen aller Stadtviertel gerade mich zum Auskreiseln gewählt hat."

Raffaele fragte nicht weiter und begab sich in Carmelas Zimmer zur Ruhe. Aber er wagte es nicht, sich auszukleiden, da er immerhin mit einer Überraschung durch die Polizei rechnen mußte. Wie er ging und stand, sogar mit den Waffen im Gürtel, warf er sich auf das Bett. Doch er war so übermüdet, daß er sich noch eine ganze Weile grübelnd auf dem Lager hin und her warf, bis er endlich einen unruhigen Schlaf fand.

Sein Schlummer währte nicht lange: Es war noch nicht zehn Uhr, als er durch eine jammernde, flehende Weiberstimme aufgeschreckt wurde. Er erhob sich und legte sein Ohr an die Tür zu Donna Assuntas Zimmer. Da erkannte er, daß es Donna Giuseppa war, die noch zu so später Stunde die Wahrsagerin aufsuchte. Nach wenigen Augenblicken hatte Raffaele aus Donna Giuseppas Worten entnommen, um was es sich bei diesem Besuche handelte:

Bei der Auslosung des Mordkandidaten, den die Mercato-Abteilung zur engeren Wahl zu stellen hatte, war das Los auf den Picciotti Tonio Cajazzo, Donna Giuseppas ältesten Sohn, gefallen. Durch einen Zufall hatte diese davon Kenntnis erhalten und kam nun, um die Wahrsagerin zu bitten, es so einzurichten, daß bei der Auskreiselung die Wahl nicht auf ihren Sohn fiele.

„Ihr seid eine mächtige Zauberin, Donna Assunta!" jammerte die geängstigte Mutter. „Wenn Ihr wollt, dann wird der Kreisel nicht in Tonios Feld liegen bleiben!"

„Ihr tut mir leid, Donna Giuseppa, aber ich kann Euch nicht helfen", wehrte Donna Assunta. „Wie würde ich den Häuptern der „schönen und geehrten Gesellschaft" gegenüber dastehen, wenn ich das Vertrauen, das sie in mich setzen, mit solchem Schwindel belohnte? — Und meint Ihr, die anderen jungen Männer hätten nicht auch Mütter oder Bräute oder Schwestern, die darum bangen, daß dem Ihren etwas zustoßen könnte?" — Donna Assunta war froh, so gerechte und stichhaltige Gründe für die Ablehnung der Bitte zur Verfügung zu haben, denn sie hätte, auch beim besten Willen, nicht gewußt, wie sie den entscheidenden Lauf des Kreisels hätte beeinflussen sollen.

„Muß denn alles Unglück auf mich kommen?" schrie jetzt Donna Giuseppa außer sich. „Mein Mann wieder für Jahre in der Verbannung! Unsere Habe von der Polizei beschlagnahmt! Und nun soll ich auch noch meinen ältesten Sohn verlieren, — meine einzige Stütze!"

„So regt Euch doch nicht unnötig auf!" versuchte die Alte die Tobende zu beruhigen. „Warum soll es denn unter den Zwölfen gerade Euren Sohn treffen? — Und wenn es ihn auch träfe, wißt Ihr ja noch gar nicht ob es so was Schreckliches ist, was er ausführen soll."

„Ihr wißt ganz genau, daß es sich um eine gefährliche Sache handelt, wenn durch den Kreisel entschieden wird. Helft mir, Donna Assunta! Versprecht mir, daß es nicht meinen Sohn treffen wird! Dann will ich Euch alles geben, was ich noch besitze. Und wenn's Euch nicht genug ist, dann will ich arbeiten gehen, um zu verdienen, was Ihr von mir verlangt! Aber rettet meinen Sohn, ich flehe Euch an!"

„Ich kann Euch nicht helfen. Quält mich nicht länger, und macht mir nicht so ein Geschrei, daß nicht am Ende noch die Polizei kommt!" Die Wahrsagerin hatte plötzlich einen ungeduldigen und groben Ton angeschlagen.

„Ich gehe nicht aus Eurer Wohnung, bis Ihr's mir versprecht!" wimmerte Donna Giuseppa, warf sich zu Boden und umklammerte die Knie der Hexe.

„Ich darf doch nicht, Donna Giuseppa! Begreift Ihr das denn nicht?" — Sie versuchte es wieder mit gütlichem Zureden. „Aber es ist ja noch über zwei Stunden Zeit. Lauft lieber zum Capintrito. Vielleicht weiß der Rat, wie Euch zu helfen ist."

„Nein, nein, das ist vergeblich! Ich war schon beim großen Tore. Er hat mich wütend angefahren, weil ich überhaupt etwas von der Auskreiselung wußte. Er hat gesagt, ich solle dankbar sein, wenn er Tonio nicht noch schwer bestrafte, weil ich durch ihn etwas davon erfahren habe. — Ja, das ist der Dank der „schönen und geehrten Gesellschaft" dafür, daß mein Mann ihr sein ganzes Leben geopfert, — daß er seine Treue zu ihr jetzt zum zweiten Male mit seiner Freiheit bezahlt hat! Ich verfluche sie, die Camorra! Oh, hätte ich damals, vor Jahren, als mein Mann aus seiner ersten Verbannung aus Trommola zurückkam, auf den Priester Don Filippo gehört! — als er mich warnte, Pasquale weiter arbeiten zu lassen für diese verwünschte . . ."

„Schweigt! Seid Ihr toll geworden?" unterbrach sie Donna Assunta, jetzt aufs äußerste erbost. „Schert Euch aus meiner Wohnung! Sonst rufe ich jemanden, der Euch Beine machen wird!"

Aber Donna Giuseppa wich nicht von der Stelle, sondern wand sich heulend am Boden und raufte sich wie eine Wahnsinnige die Haare.

Ratlos, wie sie die Tobende aus ihrer Wohnung entfernen sollte, verlegte sich die Alte nun wieder auf gütliches Zureden. Wenn die Polizei, durch das Geschrei aufmerksam gemacht, in die Wohnung eindrang, dann schwebte Raffaele in größter Gefahr, entdeckt zu werden. Da kam ihr ein Gedanke: „Nützt lieber Eure Zeit, Donna Giuseppa, und versucht, einen freiwilligen Vertreter für Euern Sohn zu finden. Probiert's doch einmal beim Marchese. Vielleicht wird er's tun." Sie sprach wider ihr besseres Wissen, nur um sich endlich von der Tobenden zu befreien; aber sie hatte keinen Erfolg damit.

„Nein, nur Ihr könnt mir helfen. Weder der Marchese, noch irgendein anderer. Wer schert sich noch um uns? Wer soll noch so viel Teilnahme für mich und meine Kinder aufbringen, daß er so ein Opfer bringt und freiwillig für Tonio eintritt?!

„Ich, Donna Giuseppa!" sagte da eine seltsam vertraute Stimme. — Raffaele war unbemerkt eingetreten und beugte sich zu dem sich verzweifelt am Boden windenden Weibe.

Erschrocken richtet sich Donna Giuseppa empor und starrte auf den fremden bärtigen Gebirgseinwohner, der da plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor ihr stand.

„Ich freue mich, Donna Giuseppa, Euch endlich meinen Dank abstatten zu können für das, was Ihr und Euer Mann an Carmela und mir getan, als wir noch Kinder waren."

Jetzt erst erkannte ihn Donna Giuseppa, rief seinen Namen, ergriff wie trunken von diesem unerwarteten Glück, seine Hände und bedeckte sie mit Küssen.

Aber er wies ihre überschwengliche Dankbarkeit zurück und sagte mit leisem Lächeln: „Eure Erregung vergrößert das Geringe, das ich für Euch tun will, über alle Maßen. Die Entscheidung wird nicht gerade auf mich fallen. Und wenn's wirklich so käme, — was macht mir's aus? Es wird nichts Übermenschliches sein, was verlangt wird. Und ich muß ja sowieso in ein oder zwei Tagen an meinen Zufluchtsort zurück. — Also macht nicht so viel Wesens davon!" —

Als Donna Giuseppa das Haus verlassen hatte, überschüttete Donna Assunta Raffaele mit Vorwürfen. Aber er wehrte nur müde ab.

„Zu viele Worte sind schon gesprochen um ein so geringes Ding. Die Ruhe ist mir jetzt wichtiger als alles andere. Weckt mich, wenn alle versammelt sind. Und gebt acht, daß sie nicht zu laut sprechen, — wegen der Patrouillen! Ich bin heute nicht mehr zu einem Kampfe mit der Polizei aufgelegt!" Und ohne sich noch auf ein weiteres Gespräch einzulassen, begab er sich wieder in Carmelas Zimmer zur Ruhe.

Die ausgelosten Picciotti der elf übrigen Camorra-Bezirke waren schon versammelt, als der große Tore erschien. Als Capintrito des Viertels, in dem die Auskreiselung stattfand, hatte er diese wichtige Handlung zu überwachen. Er war aufs höchste erstaunt, als ihm Donna Assunta flüsternd mitteilte, daß Raffaele an diesem Abend überraschend in Neapel eingetroffen sei und die Stellvertretung Tonio Cajazzos übernommen habe.

Sofort begab er sich zu Raffaele ins Nebenzimmer und fand ihn in tiefem Schlafe.

„Raffaele! Raffaele!" Der große Tore rüttelte ihn heftig. „Willst du denn gar nicht aufwachen?"

Jetzt fuhr der Schläfer empor und griff sofort mechanisch nach seinem Dolche.

„Holla! Laß mich bloß leben! — Was treibst du denn hier in Neapel? Bist du denn toll, schon wieder hierher zu kommen?"

Raffaele rieb sich verwirrt die Augen: „Ah, — Ihr seid es, Masto?"

„Was treibst du denn in Neapel? Du möchtest wohl gar zu gerne verhaftet werden?"

„Es ist etwas sehr Dringendes, Masto. Es handelt sich um meine Schwester. Ich erzähl's Euch morgen, wenn Ihr's wissen wollt."

(Fortsetzung folgt.)

Tanz der Mönche.

Ein Erlebnis aus der alten Türkei.

Von Helene Böhlau.

Es ist ein heißer Tag. Es dauert lange, ehe sich die Tore des Klosters öffnen, und alles drängt sich in den Schatten unter die Plantanen und an die Mauern. Endlich! Die Gläubigen werden zuerst eingelassen, was die Europäer, zumal die Engländer, ganz unbegreiflich und höchst ungeziemend finden. Die Entrüstung der letzteren steigt aufs höchste, als von ihnen verlangt wird, den Hut beim Eintritt abzunehmen. Erst nach mehrfacher energisch wiederholter Aufforderung bequemen sie sich zögernd, einer nach dem andern, Folge zu leisten.

Ein weiter, runder, säulenumgebener Raum, in einfach würdiger Ausstattung, ohne jeden bildlichen Schmuck, zeigt sich uns. Der mohammedanische Ritus verbietet jede Darstellung Gottes. Auf großen grünen Tafeln stehen in schön geschwungenen arabischen Schriftzügen die Namen Gottes, Mohammeds und der vier ersten Kalifen: Abu-Bekr, Omar, Othman, Ali. Auf den Emporen sehen wir dicht vergitterte Plätze für Frauen und für den Padischah; durch die weit offenen hohen Bogenfenster fällt der Blick auf den blauen schiffbedeckten Bosporus und das asiatische Ufer, und aus dem Garten des Klosters lugen dunkle Zypressenwipfel herein; Möwen und Adler ziehen vorüber . . .

Der Scheich des Klosters ist mit ruhigem Schritt bis in die Mitte des Raumes getreten und hat sich mit gekreuzten Armen in der Richtung nach Mekka verneigt. Ein Gesang mit eintöniger Flötenbegleitung erklingt. Sänger und Musiker bleiben jedoch unsichtbar. Die leisen Klänge tragen etwas Elementares an sich; eine Häufung geheimnisvoller Laute, wie sie den gewaltigen Gang eines Naturereignisses ankünden. Zu meiner Verwunderung erinnern mich diese uralten Weisen an Wagner, namentlich an manchen Stellen aus seinen letzten Schöpfungen, in denen er sich auf den geheimnisvollen Grenzen hält, die zwischen der Kunst und den elementaren Ausbrüchen des Menschenherzens hinführen. Aber die dumpfen mystischen Töne gehen im ungedämpften Geplauder derer verloren, die auf Mohammeds Geheiß zugelassen sind: „Verlangt ein Heide oder Ungläubiger eine Freistatt, so gib' sie ihm, damit auch er Gottes Wort höre! Also zu handeln ist Pflicht und Vorschrift gegen solch unwissende Leute . . .“

Unter den Klängen des Gesanges hat sich der Scheich der Sonne, dem Lichte, zugeneigt und hat Kraft erbeten, um Kraft austeilen zu können.

Er steht mit verschränkten Armen, und schon naht der Zug der Mönche. Sie tragen weiße Unterkleider, sehr zartfarbige Mäntel und hohe, weiße Filzmützen; gebrechliche Greise gehen voran. Jeder einzelne tritt mit einer tiefen Verbeugung auf den Scheich zu, küßt ihn auf Schulter und Arm und empfängt so die Kraft des Lichtes. Der Scheich legt die Finger auf die Lippen, womit er sagt: „Ich gebe dir das Zeichen des Schweigens. Heilig sei dir das Mysterium.“

So tritt ein jeder wieder zu dem Scheich und empfängt die Kraft und das Zeichen des Schweigens. Darauf umwandeln sie erneut den säulenumgebenen Raum, sich langsam paarweise vor dem Scheich verneigend, um mit sicherer Grazie rückwärts ein jeder zu seiner Säule hin zu schreiten.

Tiefe Stille. Die Mönche haben sich niedergelassen, fallen mit der Stirn auf den Fußboden und beten, einige laut, fast in Ekstase.

Darauf neigt sich der Scheich wieder der Sonne zu, und während er sich erhebt, ertönt ein vielstimmiger Ton, ähnlich einem gewaltigen Windstoß. Die Mönche stehen auf, legen ihre Mäntel ab und zeigen sich jetzt in ihren weißen faltigen Gewändern, die noch ein paar Handbreit um sie her auf dem Boden schleifen, wie man es auf den alten Bildern heiliger Personen sieht.

Jetzt treten sie vor, jeder gleich weit entfernt vom andern und alle gleichmäßig gruppiert um den Mittelsten.

Die Musik schwillt an, und wieder geht ein Ton wie ein Windstoß durch den Raum: Die Sterne bewegen sich im urewigen Tanze um die Sonne. So verkünden die Mönche im Tanze die Macht Gottes. Ein jeder hält seine Arme hoch erhoben, die eine Hand zum Himmel, die andere zur Erde geneigt. Das ist zu deuten: Ich komme von der Erde und gehe aufwärts zum Himmel, das ist mein Weg . . .

Von dem Mittelpunkt der Decke hängt während dieser Zeremonie eine frische Rose herab, das Bild der Tugend. Sie soll daran erinnern, daß der nur, der tugendhaft ist, sich Gott, der den Lauf der Gestirne lenkt, nähern kann.

Jeder Tanzende bewegt sich auf das sicherste, denn wie soll die Allmacht Gottes, der die Welt um die Sonne sich ewig gleich bewegen läßt, symbolisiert werden, wenn ein Stern den andern berührte. Der Mönch, der sich des geringsten Verstoßes schuldig macht, dessen Kleidersaum nur den seines Nebensternes berührt, würde hart bestraft.

Die langen Kleider mit ihren breiten Säumen fliegen in weiten Kreisen; dazu tönt unausgesetzt die gleichmäßige Musik der Sphären.

Der Mittelste, der die Sonne darstellt, ist ein Mann von großer Schönheit, eine schlanke Gestalt, zart gebaut. Er führt die gleichmäßige, kaum merkbare rasche Bewegung majestätisch aus. Nie um einen Grad schneller oder langsamer.

Der Ausdruck seines schmalen, zierlichen Kopfes und dessen Haltung atmen hoheitsvolle Hingebung. Seine Gewandung umschwebt ihn in Falten, als hätte sie der Meißel eines griechischen Meisters geschaffen. Seine Hände, die er wie die anderen Tänzer, die eine zum Himmel gekehrt, die andere zur Erde geneigt hält, sind in ihrer Haltung wahrhaft beredt und von Geist und Willen durchströmt.

Was der wahre Künstler bei Schaffung seiner Gestalten hinzufügt, um ihnen das Wesen des Vollkommenen, des Erhabenen oder Eigenartigen zu verleihen, das hat dieser Mensch durch den Gedanken, die Sonne zu sein, sich selbst gegeben.

Als der Tanz beendet ist, wandeln die Mönche wie zuvor in zwei Zügen durch den Raum und verneigen sich wieder paarweise vor dem Scheich. Darauf schreitet ein jeder abermals rückwärts seiner Säule zu. Vordem aber hatten die alten Mönche, die den Tanz nicht mehr mitmachen konnten, ihre glühend erhitzten Brüder in Mäntel gehüllt.

Zuletzt eine Szene, die etwas Rührendes und Ergreifendes an sich trägt: Jeder einzelne berührt, bei dem Scheich beginnend, mit den Lippen die Hände seiner Brüder, und jeder einzelne erwartet in derselben Weise den Kuß.

Die große Liebe.

Skizze von O. Werner.

Als Boy hat er angefangen, als Laufjunge. Jetzt ist er die rechte Hand des ersten Portiers. Das bedeutet keine Kleinigkeit. Er dient zwar nicht dem Hotel Adlon und nicht dem Esplanade, aber einem er ersten und größten, — 324 Betten. Was da ein- und ausgeht, ist Aristokratie des Blutes oder des Geldes, vom Inland und aus dem Ausland, Damen und Herren. Und mit ihnen umzugehen, braucht man beste Formen, viel Sicherheit, Geduld und manchmal auch Selbstüberwindung. Mein Freund hat mir oft davon erzählt. Man könnte ihn bewundern. Französisch und Englisch hat er sich selber beigebracht, in langen, schlafleeren Nächten. Und er ist noch jung, siebenundzwanzig Jahre alt . . .

Einmal habe ich ihn gefragt, ob es denn nicht auf die Dauer doch schwer würde, so sauer sein Geld zu verdienen, wenn man dabei das Leben der anderen, der Mühelosen, der Glänzenden, der Unbeschwerten, ewig vor Augen habe. Da ist Hermann mit der Hand durch die leere Luft gefahren, wegwerfend und ein wenig mitleidig, und hat den Kopf geschüttelt. Wenn man das Leben der andern, sagte er, nur ein

paar Tage oder Wochen vor sich sehe, dann könne einen das vielleicht einmal hart angehen. Wenn man es aber länger mitmache, Monat und Monat, Jahr um Jahr, und Augen und Ohren dabei offen halte, so käme man schon dahinter, daß es mit der großen Ungerechtigkeit auf dieser Welt doch nicht so arg viel auf sich habe. Während er das sagte, blickte Hermann sinnend und nachdenklich ins Ungefähre. „Unsere Gastzimmer", fuhr er fort, „haben Doppelfenster, Doppeltüren und dicke Wände. Und doch geht schon mal ein Schrei dadurch oder auch ein Seufzer durch die versehentlich offene Tür. Ein paarmal hat es auch geknallt bei uns. Aber das sind nur Äußerlichkeiten. Was tiefer sitzt, kann man weder sehen noch hören, aber man fühlt es." Und Hermann fuhr wieder mit der Hand durch die Luft. Er ist, glaube ich, ein Philosoph.

Das bewahrt ihn auch vor anderem. Denn es gehen auch junge Damen dort ein und aus, prangend in Glanz und Gloria, und manche gewiß von himmlischer Schönheit. Wäre es ein Wunder, wenn es nach und nach Hermann, meinen Freund, der jung ist und stattlich dazu, ein wenig aufriebe, wenn es sein Herz einmal träfe und es verzehrte wie die Herzen der Königskinder. Denn tiefer als der Fluß ist die Kluft zwischen ihm und den andern, größer die Unerreichbarkeit. Aber es ficht Hermann nicht an. Er kennt die Ordnung der Welt und weiß, sich zu bescheiden. Und er weiß: Fassade, das ist nicht Kern.

Indessen gehört es auch zur Ordnung der Welt, daß Hermann, der junge Mann, nicht aus Stein ist. Und das hat nicht selten Dinge im Gefolge, gegen die alle Philosophie umsonst ist und auch alle Selbstbescheidung. Mit nichts anderm hing es zusammen, daß er plötzlich ein anderer geworden war, traurig und niedergeschlagen, mit einem Hang zum Trübsinn und zum Sinnieren. Obwohl nichts aus ihm herauszubringen war, ahnte ich, daß es bei ihm eingeschlagen hatte. Bis aus der Ahnung Gewißheit wurde und ich auf seiner Stube ein Bildchen fand: eine junge Dame, schlank, mit liebreizendem Gesicht. Sie war im Gehen photographiert, offenbar ohne ihr Wissen. Als ich näher hinsah, erkannte ich die Hoteldiele als Hintergrund.

Ich ließ mir nichts anmerken und schwieg. Was hätte ich auch sagen sollen? Hermann mußte es mit sich selber ausmachen, mußte es aus eigener Kraft überwinden. Wenn das Mädelchen einmal weg war, würde die Wunde schon heilen. Gute Ratschläge und Beileidskundgebungen können da wie Gift wirken.

Immerhin war Hermanns Zustand bedauernswert und wurde es mehr von Tag zu Tag. Warum fuhr sie auch nicht ab? Ich selbst war jung genug, um mir vorstellen zu können, wie es ist, wenn die Geliebte Tag für Tag nur ein paar Handbreit entfernt an einem vorbeigeht und doch unerreichbar bleibt. Und nichts darf man ihr sagen als sachliche Auskünfte, keine andere Haltung zu ihr haben als die dienstlich korrekte.

In einer schwachen Stunde, beim vierten Glas Bier, erzählte er. Nie wäre ihm so etwas von Anmut und Lieblichkeit begegnet, nie auch soviel Natürlichkeit und Leutseligkeit, nie solche Augen, die Güte des Herzens und Größe der Seele zugleich spiegelten. Er wisse nicht, was er anfangen solle, es wäre kaum auszuhalten. Und er trank sein Glas Bier in einem Zuge leer.

Gerda Schöneck hieße sie, stöhnte er noch, und sei oft in Begleitung des Barons von Herrlich. Man kam noch nicht recht dahinter, aber man könne es sich wohl denken: verlobt oder so. Hermann bestellte ein neues Bier, das fünfte. Mitleidig sah ich ihn an. Was anderes hätte ich tun sollen?

Und das ging so weiter, Tag um Tag, Woche um Woche. Als hätten sie wohnen bleiben wollen, die beiden. Hermann wurde mager und abgespannt. Es mußte bald zu Ende sein. Hatte er es verdient, daß er sich auf seinem schwierigen und gefährlichen Posten so verstrickte, er, der Philosoph, der gegen alle Widrigkeiten des Lebens Gewappnete, der gegen alle Lockungen Gefeite? Aber nie weiß man, was das Schicksal bei all seinen Kuriositäten im Schilde führt, was es noch, heimlich lächelnd, auf der Hinterhand hat. Auch hier wußte man es nicht; aber ich sollte es bald erfahren.

Kommt da eines Tages Hermann in meine Bude gestürzt, fällt mir um den Hals, juchzelt daher und gebärdet sich alles in allem wie ein Irrer. Wie ein Irrer vor Freude. Natürlich wußte ich sogleich, womit es zusammenhing, aber ich war doch sprachlos. Und meine Verblüffung wurde noch größer, als ich nun hörte, was Hermann mit fliegendem Atem und recht zusammenhanglos erzählte.

Vor einer Stunde ungefähr war „sie" die Treppe herunter gekommen, mit unsicheren Schritten, ein Taschentuch vor den Augen. Und als das Gesicht einen Augenblick frei wurde, sah Hermann, daß ihre Augen rot waren vom Weinen. Das traf ihn wie ein Donnerschlag. Halb von Sinnen, eilte er aus seiner Pförtnerloge auf sie zu: „Gnädiges Fräulein, was fehlt Ihnen? Bitte, sagen Sie mir, was Ihnen fehlt!" So sagte er und blickte sie flehend an. Ich kann mir den Hermann vorstellen, wie er dagestanden hat. Sie schaute darauf, ganz überrumpelt, mit immer erstaunteren Augen auf ihn, als erwache sie, und sagte dann nach einer Weile leise: „Sie sind ein guter Mensch." Und es wäre so schlimm nicht. Nur, der Herr Baron hätte ihr soeben den Dienst aufgekündigt, zum Ersten, weil der Herr Baron ins Ausland reise. Und sie stände doch ganz allein in der Welt, ohne Vater und Mutter und ohne Geschwister. Dabei wären ihr wieder die Tränen gekommen. Und auf Hermanns schon freudezitternde Frage: Nein, sie wäre nur die Sekretärin des Herrn Barons, vielmehr, sie wäre es gewesen. — —

Das ist nun schon einige Monate her, und ich erzähle jetzt die wundersame Geschichte in dem Augenblick, da die Verlobungsanzeige in der Zeitung steht. Es ist, wahrhaftig, ein prächtiges Paar.



Ein „Feuerberg" in der Eifel.

Bei Miesenheim (Eifel) befindet sich seit zwei bis drei Jahrzehnten ein Berg, der aus 40 000 Kubikmeter Asche im Laufe der Jahre zusammengetragen worden ist. Die Aschenreste waren die Feuerungsüberbleibsel des ehemaligen Kraftwerks Rauschermühle, das noch mit Kohlenfeuerung betrieben wurde und bis zur Inbetriebnahme des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes die ganze Eifel mit Strom versorgte. Seit ungefähr 18 Jahren war keine neue Asche mehr angefahren worden, und der „Feuerberg", wie ihn die Bevölkerung nannte, lag einsam da. Als man jetzt zur Regulierung der Nette große Mengen von Schlacke brauchte, mit der das alte Bachbett ausgefüllt werden sollte, ging man daran, den Aschenhügel abzutragen. Dabei konnten die Arbeiter, die damit beschäftigt waren, feststellen, daß die Asche in ihren tieferen Schichten warm war. Je tiefer man grub, desto wärmer waren die Aschenschichten, und teilweise konnten die Arbeiter in der glühenden Schlacke sich ihr Mittagessen wärmen. Die Asche, die dort vor zwei bis drei Jahrzehnten aufgeschüttet wurde, brannte also bis heute ununterbrochen weiter.

•

Zwei Kapitäne heiraten sich . . .

In Wien erregte dieser Tage eine Hochzeit besonderes Aufsehen. Zwei Kapitäne der Heilsarmee gingen hier die Ehe miteinander ein, und zwar heiratete der 26jährige Kapitän Albert Tebbe den 24jährigen Kapitän Anna Zimmermann. An der Feierlichkeit nahmen 500 Gäste teil.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.